

Nr. 16. Posen, den 21. April. 1895.

„Marie“.

Eine Ostergeschichte von F. v. Kapff-Essenther.

(Schluß.)

[Nachdruck verboten.]

„Wie glücklich Sie sind,“ rief Ernst, „daß Sie so leben können — so ohne enge Schranke, ohne kleinliche Rücksicht . . .“ Er stockte eine Weile, dann fügte er hinzu: „Wie glücklich müssen Sie sein, wenn Sie frei sind von Skrupel und Bedenken.“

Herr von Zochen blickte ihm offen und ehrlich ins Auge. „Ja, ich genieße,“ sagte er, „aber nicht ohne Bedenken, ohne Skrupel. Das wissen Sie ja doch, wie es mit mir steht, und es wäre dumm, wäre feige, das zu leugnen. Aber ich habe den Muth, so zu leben, wie ich es von klein auf gewöhnt bin. Es trifft ja zu, was Sie sagen, ich stehe dem Leben nur genießend gegenüber. Aber ich trage auch die Folgen davon, die Verantwortung, die Gefahr. Der Einsatz ist nichts geringeres als mein Leben! Und — man kann ja auch gewinnen.“

Mit dem gewohnten, liebenswürdigen Lächeln schenkte er die Gläser von neuem voll und hob das seine grüßend gegen Ernst.

Ja, das war die typische Kavaliergestalt. Und Ernst wäre die sittliche Entrüstung nicht in den Sinn gekommen. Aber das Bild Mary's spukte vor seiner Phantasie. Er konnte sich nicht recht vorstellen, wie sie hierher gekommen. Und bei diesem Gedanken überkam ihn ein peinliches Unbehagen. Welcher Frevel hatte sich hier vollzogen?

Aber man konnte Herrn von Zochen, der ja gutwillig zugab, sein Spiel ginge um Tod und Leben, nicht grollen. Seine Ehrlichkeit und nicht minder der tragische Schatten über seinem Haupte entwaffnete den Zorn . . .

„Sie wollen sich verheirathen?“ sagte Ernst leise, „und Sie erhoffen davon Rettung?“

Herr von Zochen trank erst sein Glas aus, langsam, bedächtig, als Feinschmecker. Dann antwortete er ehrlich:

„Ja, ich — ich unterhandle!“

Und auf eine Bewegung Ernsts meinte er lächelnd: „Ja, im Ernst, ich unterhandle, wegen der Mitgift, wegen meiner Schulden . . . Das ist ja häßlich und gemein . . .“

„Es kommt auch in unseren Kreisen vor,“ entgegnete Ernst, „allerdings ich bin nicht in dieser traurigen Lage.“

„Sie werden aus Liebe heirathen,“ rief Herr von Zochen, und ohne auf das trübe Kopfschütteln Ernsts zu achten, ergänzte er: „Sie können es wenigstens, aber ich — oh, Du mein Gott! Für mich ist das schrecklich, solch eine Geldheirath! Es geht wider meine Natur — es ist die schlimmste Strafe für meinen Leichtsinn, die mich treffen konnte. Meine künftige — erhoffte — Verlobte ist mir nur wenig sympathisch; sie ist eine kleinliche, engherzige, philiströse Natur — nie werde ich mich so geben können, wie ich bin. Und das gerade, das ist das Furchtbarste für mich. Ich fühle mich wohl mit Ihnen, Herr Horstmann, verstehen Sie mich recht, weil ich es riskiren kann, mich gehen zu lassen. Denn wenn Sie auch ganz anders erzogen und gewöhnt sind, Sie sind doch jung, gescheidt, lebenskundig. Sie mißbilligen vielleicht meine Lebensführung, aber Sie begreifen doch: Es ist schön, so zu leben! Und — schön ist es — war es vor Allem. Ach, schön — schöne Stunden habe ich hier verlebt!“

Er lehnte sich im Stuhl zurück und schloß die Augen.

Wieder fühlte Ernst das sonderbare Mißbehagen von vorhin. Da saß Herr von Zochen, ein Don Juan, ein echter Lebemann und schwelgte in seinen Erinnerungen. Eine reizgeschmückte Mädchengestalt glitt durch das Zimmer . . .

Aber, konnte das Mary sein? Zwar ihr fehlte es nicht an Reiz. Aber sie war nicht das Weib, diesen Mann zu berauschen.

Und heftig, fast leidenschaftlich stieß Ernst hervor:

„Sie waren nicht immer allein hier, Herr von Zochen?“

„Nein, nein“, versetzte Zochen nun lächelnd, noch immer in der schönen Erinnerung versunken. „Sie wissen ja doch alles!“

„Alles nicht, aber einiges!“

Es war fast, als wollte Ernst seinen Wirth aushorchen Und Herr von Zochen „ließ sich gehen.“

„Sehen Sie“, begann er, „das war ein Weib so ganz nach meinem Sinn — sie, nach der mein Boot hieß. Das hatte Race, Leben, Feuer, Muth, — das trotzte dem, was kleine Seelen zittern macht. Ein Prachtmädchen, sage ich Ihnen. Wir segelten zusammen, auch oft zu Zweien, denn die Cousine, die eigentlich immer dabei sein sollte, die fürchtete sich jedesmal von neuem vor dem Wasser. Da fuhren wir denn allein — allein — und nur bei stürmischem Wetter allein. Sonst war das niedliche Bäschen dabei . . . . Ich habe etwas von dem Glück des Cäsar, dessen Boot nicht untergehen konnte . . . Wir sind nicht untergegangen. Und wie unvorsichtig waren wir! Wie überließen wir uns Wind und Wellen . . . Wie oft segelten wir über die Todesgefahr weg, — dort — Sie wissen — ins Bodenlose!“

Ernst stockte der Athem. Ach — das hatte auch er gethan, wenn auch nur einen Augenblick lang, und sie, sie war untergegangen!“

„Und dann . . .?“ fragte er mit dumpfer Stimme.

„Einmal war sie sehr vernünftig“, fuhr der Baron fort, „sie versäumte den Zug. Eigentlich hätte sie nach dem Horsthofe gehen sollen, um dort zu übernachten. Aber wir wollten noch ein wenig segeln. Und wir segelten; und unversehens landeten wir hier. Sie haben ja heute gesehen, wie leicht dies geschehen kann. Sie sprang die Staffeln hinauf, sie sprang wie eine Gemse. Der Abend war stürmisch. Ich führte sie hinauf auf

die Warte . . . . Aber Sie müssen mit mir hinauf kommen", unterbrach er sich.

Ernst folgte, wie hypnotisirt. Oben auf dem Thurme, von der Gallerie aus, hatte man eine herrliche Rundsicht auf Wald und Flußbreite. Drinnen war nur ein kleines Stübchen, mit einigen Teppichen, einer Ottomane, mit türkischen Pfeifen und einigem Wandschmuck überaus wohnlich gemacht.

„Ist es nicht herrlich hier?" rief Zochen begeistert. Und da Ernst nicht antwortete, fuhr er fort: „Da stand sie, noch immer lachend, ihre braunen Locken wehten im Winde, ihre schönen Augen blitzten, ihre hohe, stolze Gestalt schien zu wachsen — ihr Busen wogte stürmisch. Es fielen die ersten Tropfen. Und sie sang mit ihrer schönen, schmetternden Stimme:

„Durch Nacht und Regen,
Dem Sturm entgegen"

Und ich stimmte ein:

Glück ohne Ruh —
Liebe bist Du!"

Und dann zog ich sie an mich, trug sie herein, unter das schützende Dach. Sie lachte noch immer, wollte mir entrinnen . . . Aber ich hielt sie fest — fest — ach! Und wie konnte sie küssen, dieses Mädchen!"

Ernst wußte es. Nur einmal, ein einziges Mal hatte sie ihn so geküßt — das eine Mal, als das Boot kenterte. Diesem Andern aber hatte sie sich vorher zu eigen gegeben . . .

Einen Augenblick war ihm, als müsse er ihm, dem Andern, an die Kehle springen. Aber er bezwang sich. Dieser Andere hatte ihm nichts genommen!

„Und dann", sagte er heiser, „und dann — was ist aus ihr geworden?"

Herr von Zochen zuckte die Achseln und entnahm einem kleinen Schränkchen — ein Kleinod orientalischer Arbeit — ein paar exquisite Cigarren.

„Der Christian ist ein Prachtkerl," meinte er, „man findet immer Alles, wie mans möchte . . . Ja, was sagten Sie? Und dann? Mein Gott — ich kann kein armes Mädchen heirathen. Es wäre lächerlich, ja ein Betrug an meinen Gläubigern! Das hat sie auch gewußt. Das hatte ich ihr gleich anfangs gesagt, in Gegenwart des niedlichen Bäschen-Elephanten. Und überhaupt, das wußte Jeder. Nachher erst hat sie sich darauf besonnen, und lief mir davon. Es war ganz abenteuerlich. Wie sagt doch Heine:

„Nach der holden Liebesnoth
Kommen Nöthen ohne Liebe . . ."

Und Ernst vervollständigte das Citat mit tonloser Stimme:

„Nach dem Leben kommt der Tod . . ."

Jetzt schrie er auf: „Sie ist todt!"

Herr von Zochen blieb starr.

„Wieso — was meinen Sie! Ueberhaupt — wie wissen Sie . . . Ich nannte ja keinen Namen. Auch wenn ich mich gehen lasse, weiß ich, was ich sage."

„Sie nannten keinen Namen," keuchte Ernst, „aber ich habe das Mädchen erkannt. Sie ist es, die auf meiner Segelfahrt ertrank — es ist Maria Wirth, die Nichte des Baumeisters, der Ihre Villa baute."

Herr von Zochen taumelte zurück.

„Sie ist ertrunken und ich — ich erfuhr nichts?"

„Wie sollten Sie! Sie haben sich ja weiter nicht um sie gekümmert, wie ich sehe!"

„Das ist nicht wahr, ich habe gefragt, geschrieben. Aber sie wollte nachher nichts mehr von mir wissen. Geld wagte ich ihr nicht zu bieten, zumal das Wenige, was ich hatte — ich fürchtete nur, sie zu kompromittiren. Man sagte mir, sie ginge zur Bühne . . . Ich habe sie nicht vergessen . . . Und sie — sie ist todt! Oh, sagen Sie mir, wie ging das zu?"

Mit übermenschlicher Kraft unterdrückte Ernst seine leidenschaftliche Erregung. Warum diesem da verrathen, daß er der Betrogene war. Er sagte nur:

„Wie es geschah? In Ihrem Boote, wie Sie wissen. Sie sind eben ein Glücklicher! Sie haben sich gefreut, ohne zu büßen! Aber das Verhängniß heftete sich an das Boot „Marie". Und ich, der Schuldlose, ich mußte Marie sterben sehen — sie ertrank, während ich das Bäschen rettete . . . Er verschluckte den Nachsatz, daß dies arme Bäschen auch diesmal den Elephanten gespielt hatte.

„Arme, arme, schöne Maria," sprach Herr von Zochen. „Aber vielleicht ist es gut so. Wer weiß, wie ihr Schicksal sich gestaltet haben würde." Und dies Wort erst entfachte Ernsts ganzen Zorn:

„Ja," knirschte er, „vielleicht ist es gut so!" Sein funkelnder Blick traf den ganz verwunderten Zochen, der sich längst wieder beruhigt hatte.

Ja, ihm kam sie aus dem Wege, ihn störte sie nicht weiter! —

Unter Ernsts Füßen brannte jetzt der Boden. Der Zauber, den Zochen auf ihn ausgeübt mit seiner bequemen Genußphilosophie, zerstob. In Ernst regte sich der Philister, die beleidigte, bürgerliche Moral. Nochmals hatte er die Regung, dem hübschen eleganten Manne an den Hals zu springen. Aber auch diesmal bezwang er sich, denn dieser schreckliche Mensch hatte doch recht: „Es war gut so . . ." Wie hätte Maria seine Frau werden — bleiben können — was wäre da geschehen? Ja, ja es war gut so . . .

Aber wenn's auch gut so war, dieser da nahm die Sache doch gar zu leicht. Blaß und zornbebend erhob sich Ernst:

„Ich muß gehen, Herr von Zochen," sagte er finster, „ich kann keinen Augenblick länger unter Ihrem Dache weilen, denn Ihre Worte empören mich! Sie sind doch nur ein Mädchenverführer, ein . . ."

„Ein Don Juan," fiel Zochen ein, „ja, das ist mir oft gesagt worden; da habe ich mich aber immer sehr geschmeichelt gefühlt. Vielleicht auch holt mich der Teufel. Nun, denn — meinetwegen! Um dies Leben, wie's mir bevorsteht, ist kein Schade, wohl auch um mich selbst nicht."

Wieder hatte er ihn halb entwaffnet mit seinem leichten Ton, seiner laxen Moral. Aber ehrlich sagte Ernst:

„Da kann ich nicht bestimmen, Herr von Zochen. Vielleicht war's nun nicht mehr Schade um das Mädchen, aber Sie durften sie nicht so weit bringen — Sie durften nicht!"

Und die grauenhafte Enttäuschung, die er erlitten, blitzte in ihm auf. Er schüttelte die Faust gegen den Verführer.

„Nun, nun," meinte Zochen, „mäßigen Sie sich, Herr Horstmann! Sie werden mich doch nicht fordern?"

„Nein, nein! Aber wenn Sie sich verheirathen wollen — gut, vortheilhaft verheirathen — dann thun Sies nicht unter meinen Augen, bitte! Ich warne Sie davor."

Damit stürzte er fort, ohne Gruß. Die „Marie" ließ er unbeachtet liegen.

Er ging zu Fuße, sehr langsam, in der Richtung nach der ziemlich entfernten Bahnstation. Denn er mußte doch gleich zu dieser thörichten Mary, die das dumme Zeug geschwätzt hatte. Nur mußte er vorher seine Gedanken ordnen. Ihm war, als sollte er verrückt werden. Die eine schreckliche Vorstellung beherrschte ihn: „Es war gut so!" Mehr als todt war Maria für ihn, die ihn getäuscht. Sie versank in einem Abgrund — aber es war furchtbar, sie so versinken zu sehen. Viel gräßlicher als ihr Versinken in den Wellen.

Er hatte sich auf einem Baumstamm mitten im Walde gesetzt, dachte nicht, wann die Züge gingen, wußte nicht wie viel Zeit verstrichen. Da kam Christian vorüber, einen Zettel in der Hand.

„N' Tag, Herr Horstmann, ich komme eben vom Horsthofe. Ihre Frau Mutter hat sehr gefragt, wo Sie bleiben und ich konnte ihr nichts sagen. Denn von unserer Villa waren Sie ja schon weg, als der Herr mich mit der Depesche da fortschickte."

Jetzt erst dachte Ernst an seine Mutter. Sie würde sich ängstigen, sein Ausbleiben gleich mit dem Segelboot in Verbindung bringen.

„Sie könnten so gut sein, Christian, auf dem Heimweg zu meiner Mutter heran zu gehen, ihr sagen, ich müßte infolge einer Unterredung mit Herrn von Zochen eiligst nach Berlin, bin aber zu Abend sicher zurück."

„Gerne, Herr Horstmann", sagte der Diener, und dann wieder hielt er im Davonschreiten inne: „Wenn Sie aber doch zur Bahn wollen, Herr Horstmann, sehen Sie, Sie sind ja sonst immer so freundlich und leutselig — wenn Sie das Telegramm hier mit zur Station nehmen wollten . . ."

„Das kann ich nicht, Christian," lehnte Ernst ab, „es könnte ja etwas Diskretes sein."

„Bewahre — nicht doch! Der ältere Bruder „unserer" Zukünftigen, Herr Wernicke jun. sollte heute kommen und mein

gnädiger Herr telegraphirt ihm ab, ganz plötzlich — ich weiß nicht, warum."

Nur ganz flüchtig blickte Ernst auf das Telegramm: „Karl Wernicke jun., Köpnikerstr. . . .", dann lehnte er mit einer Handbewegung entschieden ab:

„Es geht nicht, Christian, ich kann für Ihren Herrn keine Besorgung übernehmen. Dafür erlasse ich Ihnen die an meine Mutter. Ich werde dazu einen Boten finden; denn Sie sollen wohl rasch zurück sein."

Christian salutirte, wollte gehen und kehrte schließlich nochmals um:

„Entschuldigen Sie, Herr Horstmann, nur noch ein Wort. Ich habe da heute früh etwas erzählt von dem Baumeisterfräulein. Ihre Frau Mutter hat mich eben schon danach gefragt — ich glaube, ich habe da ein dummes Mißverständniß angerichtet. Ich meine natürlich das Fräulein, das ertrunken ist — die sogenannte Nichte — das habe ich auch eben Ihrer Frau Mutter gesagt!"

„Es ist gut so", versetzte Ernst tief aufathmend, „es ist gut, daß Sie das gethan haben! Und nun, Adieu!"

Und Christian trabte weiter. Gut, die Mutter kannte also schon die Wahrheit. Er konnte ruhig nach Berlin zu Mary gehen. Aber es war noch zwei Stunden Zeit zum Abgange des Zuges. Er machte einen großen Umweg, um sich zu sammeln. Und dennoch, als er auf dem Bahnhofe ankam, hatte er noch lange, lange zu warten. Zum zehnten Male schon schritt er auf dem einsamen Perron am Stationsgebäude vorüber, ohne zu beachten, daß da ein fremder junger Mann breitspurig mit dem Restaurateur plauderte, dann ihn, Ernst, fixirte und nun auf ihn zuschritt. Er entschuldigte sich wegen der Störung, aber man habe ihm gesagt, daß Ernst ein Gutsbesitzer aus der Gegend sei. Wegen geschäftlicher Transaktionen sei er hierher gekommen, wegen Holzeinkäufen im Interesse seiner Firma — Wernicke und Co.

Nun wurde Ernst aufmerksam. Das war der abtelegraphirte Gast Zochens.

„Ich habe kein Holz zu verkaufen", versetzte er abweisend.

„Aber Herr von Zochen, Ihr Nachbar!"

„Wollen Sie sich freundlichst mit diesem selbst verständigen."

„Ach, gewiß, gewiß — aber bevor man mit Jemand in Verbindung tritt, möchte man gern . . ."

„Also, Sie wollen Auskunft über Herrn von Zochen? Ueber seine Lage kann ich Ihnen nichts sagen. Was aber seine Person betrifft" (und hier zitterte ein leiser Groll in seiner Stimme) „so weiß ich nur, daß er ein Don Juan ist, ein Mädchenjäger! Das darf man sagen, denn daraus macht er selbst kein Hehl. Im Uebrigen, wie gesagt, wenden Sie sich an ihn selbst!

„Wird auch geschehen, mein Herr, entschuldigen Sie . ." stammelte der bestürzte Vertreter der Familie und Firma Wernicke.

Ernst wischte sich den Schweiß von der Stirn. Das war nicht vornehm gewesen — er fühlte es wohl. Aber das Philisterkind mochte doch wissen, mit wem sie es zu thun hatte. Mochte sie! Wollten die Wernickes dennoch, dann waren sie nicht zu bedauern. Herr Karl Wernicke jun. würde inzwischen schon weiter fragen. Wer weiß, ob er mit seinen Holzeinkäufen nicht auch auf den Horsthof kam.

Es war ein weiter Weg vom Wannseebahnhof nach der Gegend des Zentralviehhofes, selbst mit der Ringbahn. In einer neu angelegten Straße im alleräußersten Osten, wo nur drei neue, blanke Häuser zwischen abgesteckten Bauplätzen standen, wohnten jetzt Wirths, im dritten Hause in „C."

Wenn nur der Baumeister nicht da wäre! Was sollte man dem sagen? Und an diesem Festvorabend war er sicher da.

Und doch nein, noch immer war er nicht daheim. Mary war allein zu Hause, nur mit einem Dienstmädchen; dieses öffnete. Mary war an das häufige Klingeln gewöhnt und sah gleichgültig nach dem Korridor. Sie schrie auf, als Sie Ernst sah und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Oh, bitte — bitte — lassen Sie mich! Ich habe es doch Ihrer Mutter gesagt — nie, nie wieder — auch nur sehen!

Sie schluchzte so heftig, als müsse sie ersticken.

„Nur ein Wort", bat er in der Thüre, „ein einziges Wort."

Sie winkte mit verzweifelnder Geberde ab, er jedoch blieb.

„Nur ein einziges Wort, einen Augenblick, Fräulein Mary," drängte er mit flehender Stimme.

„Hören Sie, ich wollte heute — zu Marias Grab — und ich gehe nicht hin, nie — nie, denn . . . Sie ist todt für mich!"

Mary schluchzte nicht mehr. Sie schien seine Worte zu bedenken. Und auf einmal brach er wild heraus:

„Warum, um Gottes willen, warum haben Sie — das gesagt, Mary?"

„Warum — warum?" sagte sie leise. „Sie litten so sehr — durch meine Schuld. Ich glaubte, ich müsse sie retten! Haben Sie doch mich gerettet!"

„Das Opfer war zu groß," stöhnte er, „zu furchtbar!"

„Ich weiß nicht," fuhr sie schlicht fort, „es kam über mich, so plötzlich, ich kann nicht sagen wie — Ich durfte sie Ihnen nicht nennen! — Doch nun bitte, gehen Sie! Es war eine Thorheit. Sie werden mich verabscheuen — immer — immer!"

„Welch ein Unmensch müßte ich sein!"

„Oh bitte, Herr Horstmann, gehen Sie!"

Sie war nicht im Stande, ihn anzusehen.

„Gut denn, ich gehe jetzt," sagte Ernst ruhiger. „Fassen Sie sich, Mary — ich weiß Alles! Sie sind eine große Seele, obgleich Sie sich vor dem Wasser fürchteten — eines heroischen Entschlusses fähig! Vielleicht kommen Sie zur Ruhe und wenn Sie können — so kommen Sie morgen hinaus. Wir wollen segeln, mit der „Marie". Und Sie sollen nicht der „Elephant" sein!"

„Nein, nein," sagte sie fest, „Sie irren sich! Ich segle nicht mit Ihnen!"

Er stutzte; ihm hatte es so einfach geschienen, ihr Genugthuung zu gewähren.

„Warum wollen Sie nicht, Mary!" stotterte er.

Und nun brach alles hervor, was sie so lange stumm getragen:

„Warum ich nicht will — nicht kann? Bedarf es noch einer Frage? Sie glauben nur winken zu dürfen, damit ich komme. O — nein! Warum denn! Weil ich mich in einer närrischen Anwandlung opferte für die, welche Sie liebten? Weil ich für jene mehr als mein Leben hingab? Nein — ich habe meine Schuld bezahlt, eine thöricht auf mich genommene Schuld. Denn ich wollte gar nicht um Hülfe rufen. Im Gegentheil, ich dachte, es wäre am besten, zu sterben. Mir war der Tod willkommen. Warum ich um Hilfe rief — ich weiß es nicht. Es geschah ganz unbewußt — vielleicht, weil das Wasser mich erstickte und das so schrecklich war. Ich schrie, ich weiß heute nicht mehr warum. Das war meine Schuld — ich habe sie gesühnt!"

„Soll ich Ihnen wiederholen: Sie sind eine Heldin!?"

„Das will ich von Ihnen nicht hören," sagte sie in einem Tone, der ihr sonst fremd war, bitter anklagend und stolz zugleich. „Ich bin eine „Heldin", aber beschimpft in Ihren Augen, weil ich mich selbst beschimpfte. Ich bin ein verlorenes Mädchen, weil Sie mich so ansehen — wenn auch auf meine Veranlassung. Und nun bleibt es dabei – Sie können mir nur ein Gutes thun — mir nicht mehr in den Weg zu kommen!"

„Nur noch eine Erklärung sind Sie mir schuldig, Mary!" Und seine Stimme bebte leise, indeß er fortfuhr: „Warum wollten Sie lieber sterben? Warum that es Ihnen leid, daß ich Sie gerettet habe?"

Sie schwieg eine Weile; dann richtete sie sich auf wie jemand, der eben mit einer Gedankenreihe fertig geworden ist — der mit etwas endgiltig abgeschlossen hat, und sagte klar und ruhig:

„Weil ich Sie geliebt habe! Und weil ich sah, daß Sie sich Maria zuwandten und diese eine Unwürdige wurde dadurch, daß sie schwieg, Sie betrog . . . Ich habe Höllenqualen durchgemacht auf jener Kahnfahrt. Denn ich wußte, daß Maria Herrn von Zochen geliebt hatte und ich versuchte vergebens, sie zur Aufrichtigkeit zu bewegen."

Er starrte sie wortlos an. War er denn blind gewesen, blind und taub, daß dies alles an ihm vorübergegangen war, dieser Schatz von Hingabe, von opfermüthiger Liebe? Hatte ihm Maria die Sinne so geblendet gehabt, daß alles neben ihr versank — auch das Herrlichste, Größte, was ihm bis daher je begegnet? Er fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn und schöpfte tief Athem.

„Wenn Sie mich einmal geliebt haben, Mary" begann er leise, „warum sind Sie jetzt so schroff gegen mich?"

„Weil Sie ja Maria liebten, die so ganz anders war als ich!“

„Maria ist todt für mich“, sagte er und es klang halb wie eine Bitte, halb wie ein heiliges Versprechen.

„Ich aber lebe“, versetzte sie streng, „und ich will Ihrem Blick nicht mehr begegnen. Denn Sie haben mich einmal als Unwürdige betrachtet, haben an meine Schuld geglaubt — und darüber können wir beide nicht hinweg, Herr Horstmann.“

Noch einmal stand er vor dem Abgrund, vor dem Bodenlosen .... Die Schuld an Maria's Tode war von ihm genommen, denn sie war von einem verdienten Schicksal ereilt worden. Aber dies arme schuldlose Wesen war in das Verhängniß verkettet und erduldete jetzt eine schreckliche Buße für etwas, das kein Verschulden war. Und wie heldenhaft ertrug sie es! Sie, dieses tapfere kluge Mädchen, das unter all der Herzenslast noch immer unentwegt seine Schuldigkeit that, dieses wunderbare Geschöpf hatte ihn geliebt — liebte ihn vielleicht noch? Ihm war ungefähr so zu Muthe, wie dem Saulus, als über ihm der Himmel sich öffnete, eine goldige Glorie auf ihn niederthaute und ihm ein neues Leben wies. Wie thöricht war er gewesen, dieser Maria anzuhängen und Mary nicht zu sehen, nicht zu begreifen. Wer das im Stande ist, verdient nicht zu leben. Aber vielleicht war es doch noch gut zu machen. Er faßte ihre Hände:

„Ich bin ein Thor gewesen! Habe unverantwortlich mein Glück verscherzt. Aber, Sie sind gut, Mary — wollen wir es nicht versuchen, die Vergangenheit zu überwinden? Seien Sie barmherzig!“

Eine seltsame Starrheit lag in ihrem zarten Gesicht, ihrer weichen Stimme, als sie jetzt antwortete:

„Das ist unmöglich. Wenn eine Maria sie beglückte, so kann ich es nicht — nie und nimmermehr!“

„Und ich kann mich dabei nicht zufrieden geben“, stammelte Ernst. „Wie entsetzlich schuldig, wie unsühnbar schuldig müßte ich bleiben — wie sollte ich das Leben weiter tragen so allein, mit all' diesen schrecklichen Erinnerungen. . .“

„Ich weiß es nicht“, murmelte sie, „ich. . .“

Es wurde draußen ungestüm geklingelt.

Das Mädchen öffnete. Der Korridor war dunkel; man hörte eine bekannte, schöne Männerstimme sagen:

„Ich muß Fräulein Mary Wirth sprechen.“

Es war Herr von Zochen. Formlos, rücksichtslos trat er ein, stutzte einen Augenblick, als er Ernst in der Dämmerung erkannte. Er grüßte Mary und wandte sich zu Ernst.

„Sie sind heute Mittag sehr unfreundlich von mir geschieden“, sagte er, sich sogleich auch hier zum Herrn der Situation machend, „und ich sollte eigentlich den schwer Beleidigten spielen. Aber es giebt doch Momente im Leben, wo man sich darüber hinweg setzt. . . Darf ich mich denn setzen?“ warf er leichten Tones ein. „Es hat mich noch niemand dazu aufgefordert. Aber wie gesagt, man muß derlei auch einmal leicht nehmen können. Ich bin nämlich etwas athemlos — habe ein Pferd fast todt gehetzt, um möglichst rasch hierher zu kommen. — Fräulein Wirth“, wandte er sich an Mary, „Frau Horstmann war eben bei mir. Die alte Dame hat mir erzählt, was Sie für Sachen anstellen, Fräulein Wirth . . . Sie sind ja eine wahre Romanheldin! Sie opfern sich für Ihre Freundin. Das ist sehr schön — aber undankbar. Ich habe der Frau Horstmann mein Ehrenwort gegeben, die Wahrheit festzustellen. Ihre Cousine, nicht Sie, war meine — meine Freundin! — Ich habe ja ein schweres Sündenregister auf mir. Aber das hat mich denn doch gepackt, was ich da hörte, gerade nachdem ich von Marias Tode erfahren. — Das ging mir denn doch nahe . . .“

Er trat auf das blasse junge Mädchen zu und schloß mit seiner schönen, warmen Stimme: „Leben Sie, mein liebes Fräulein, und werden Sie glücklich; Sie, die auch Maria Wirth heißt — Sie sind es werth! Und wenn ich etwas dazu beitragen kann, so sei es hiermit geschehen. — Sie Glücklicher,“ rief er jetzt den ganz versunken dastehenden Ernst an, „Sie Glücklicher, so geliebt zu werden! Denn derlei thut man nicht wegen einer todten Freundin! Solche Entschlüsse reifen nur in einer liebenden Frauenseele. Ach wenn ich auch einmal so geliebt worden wäre — vielleicht stünde es besser um mich.“

„Herr von Zochen — scherzen Sie nicht!“ mahnte Mary.

„Nichts liegt mir ferner,“ versicherte er, „glauben Sie mir, ich bin sehr ernst, mein Fräulein. Ich habe soeben meinem Freunde und Nachbar Herrn Horstmann Genugthuung gegeben — nicht die sogenannte „ritterliche“ sondern eine ganz menschliche! Ich versuche es, Sie, Fräulein Mary, für ihn zu retten, und ihn für Sie — ich meine es ehrlich — bitte, Herr Horstmann, geben Sie mir Ihre Hand!“

Zögernd schlug Ernst ein.

„Ich muß mich rasch empfehlen,“ sagte Zochen, „muß meinen künftigen Schwiegervater aufsuchen . . . Ach, Herr Horstmann — Sie wissen noch gar nicht, wie glücklich Sie sind . .“

Er war gegangen. Der Abend war hereingebrochen; draußen läuteten die Glocken das Osterfest ein.

Und Ernst fragte weich:

„Wollen Sie morgen hinaus kommen, Mary, und mit mir segeln — denselben Weg wie damals — aber über das Bodenlose hinweg? Ich bitte, — bitte Sie nochmals!“

Dabei sah er sie an mit einem innigen, leuchtenden, schon alle Glückseligkeit einer neuen Zukunft ausstrahlenden Blick und stand vor ihr, bittend und doch nicht ohne stolze Haltung, ein Anderer geworden und doch auch ganz der Alte in seiner kampfgestählten Männlichkeit. Noch einmal streckte er ihr die Hand entgegen: „Wollen Sie . . .?“

Sie legte ihre kleine, feste Hand in die seine und antwortete:

„Ja — ich werde kommen.“

Aber sie segelten nicht. Niemand hatte Muth und Lust dazu.

Man hatte heute, am Ostermorgen, Herrn von Zochen auf der Ottomane des Thurmgemaches erschossen gefunden. Seine Heirath war zurückgegangen.

Noch lagen die Schatten tragischer Ereignisse auf dem Horsthofe. Nur die alten Eltern, weniger davon berührt, hofften im Stillen, es werde noch Alles gut werden und in nicht gar zu ferner Zeit . . .

Ende.

Lose Blätter.

* **Die würzige Maibowle,** deren heiterer Herrschaft wir wieder einmal entgegengehen, darf mit dem Ausgang unseres Jahrhunderts würdig ein Jubiläum feiern: Ungefähr 350 Jahre mögen jetzt seit ihrem erstmaligen Auftauchen in der Literatur verflossen sein. Es war den „B. N. N.“ zufolge der als Botaniker namhafte Leibarzt Kaiser Maximilians II., Rembertus Dodonaeus, bei dem sich die früheste uns bekannt gewordene Erwähnung der — ihrer wirklichen Anwendung nach wohl freilich noch weit älteren — Sitte findet, einem leichten Weine mit duftigem Waldmeister eine Blume zu geben, um das Herz froh und — die Leber gesund zu machen. Auch in dem „New vollkommenlich Kräuterbuch des Jacobi Theodori Tabernaemontani, Churfürstl. Pfaltz Medici“ von 1664 wird die Abbildung der bescheidenen Asperula odorata mit der Erklärung begleitet: „Im Mayen, wann das Kräutleyn noch frisch ist und blühet, pflegen es viele Leut in den Wein zu legen und darueber zu trincken; soll auch das Hertz stärcken und erfreuen.“ Als einen speziell deutschen schildert der alte Kräuterkenner John Gerard (1650) den heut weitverbreiteten Brauch, der übrigens in Berlin merkwürdiger Weise erst im Jahr 1829 von einem Regierungs-Assessor von Rohr (und noch dazu unter anfänglichem Widerstreben der Betheiligten) eingeführt worden sein soll. — Der Ausdruck „Waldmeister“ ist beiläufig ein neuerer Ersatz für die ursprüngliche, im Mecklenburgischen noch heut übliche Bezeichnung Mäsch oder Mösch; mit diesem Wort und der früher viel verbreiteten Sitte, in den Kirchen kleine Kränze oder Büsche unseres Kräutleins „Hertzfreydt“ aufzuhängen, dürfte, wie man vermuthet hat, auch das in die Waldmeisterzeit fallende Möschefest der Rheinsberger Kinder in Beziehung gebracht werden können.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.